dtv
premium

Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de

Sofka Zinovieff

Athen, Paradiesstraße

Roman

Aus dem Englischen
von Eva Bonné

Deutscher Taschenbuch Verlag

Die Verse von Giorgos Seferis sind dem Gedicht »Astyanax« entnommen.
In: ›Poesie‹. Griechisch-Deutsch.
Übertragung und Nachwort von Christian Enzensberger.
Bibliothek Suhrkamp Bd. 962. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1987.

Die Verse von Jannis Ritsos sind dem Gedicht »Epitaph« entnommen.
Aus dem Griechischen von Heinz Czechowski. In: ›Milos geschleift.
Poeme und Gedichte‹. Herausgegeben von Thomas Nicolaou.
Leipzig: Reclam, 1979.

Trotz aller Bemühungen konnten leider nicht alle Rechteinhaber ermittelt bzw. erreicht werden. Der Verlag verpflichtet sich, rechtmäßige Ansprüche jederzeit in angemessener Form abzugelten.

FSC
www.fsc.org
MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C013736

Deutsche Erstausgabe 2013
2. Auflage 2013
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
© Sofka Zinovieff 2012
Die Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel
›The House on Paradise Street‹ bei Short Books, London.
© 2013 der deutschsprachigen Ausgabe:
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlaggestaltung: Lisa Höfner unter Verwendung
eines Fotos von Gallery Stock / Patricia Heal
Gesetzt aus der Caslon Buch BQ 10/14,25'
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Druck und Bindung: Kösel, Krugzell
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-24969-0

Für Anna und Lara

Die Ölbäume mit der zerfurchten Haut unserer Väter
die Felsen mit dem Wissen unserer Väter
unseres Bruders lebendiges Blut in der Erde

Giorgos Seferis

1

Ein sympathischer Fremder

Maud

Am Tag von Nikitas' Tod kam seine Tante abends zu mir. Ich lag allein in meinem Zimmer, während das trüborange Zwielicht allmählich der Dunkelheit wich. Die Geräusche des abendlichen Athen waren mir vertraut: kläffende Hunde in der Nachbarschaft, das Jaulen der Mopeds am Berg, Verkehrsrauschen. Alexandra, die sich steif und kerzengerade auf mein zerwühltes Bett gesetzt hatte, sah in ihrer maßgeschneiderten Trauerkleidung aus wie ein Rabe, der versehentlich in einem Wäschekorb gelandet war. Ich lag da und atmete den Duft von Mottenkugeln ein, während sie unbewusst über das Laken strich. Ihre Hand war von Altersflecken übersät, und der goldene Ehering verhinderte, dass ihr ein größerer, der ihres Mannes, vom Finger rutschte. Nun war auch ich eine Witwe.

Alexandra holte tief Luft, bevor sie sprach.

»Da gibt es etwas, das du tun musst. Du solltest deine Schwiegermutter anrufen.« Ich sah sie verwirrt an. *Petherá*: Das Wort war mir fremd, und in Zusammenhang mit mir war es noch nie gefallen.

»Nikitas' Mutter. Antigone. Sie muss erfahren, was passiert ist.« Nur mühsam, abgehackt brachte sie die Worte hervor. Gewöhnlich gelang es Alexandra, die Existenz ihrer jüngeren

Schwester zu verdrängen, obwohl sie Nikitas, wann immer sie sich besonders über ihn geärgert oder aufgeregt hatte, mit seiner Mutter verglich.

»Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. Das wird immer so bleiben.« Zu viel Zeit war vergangen, als dass man Antigones Namen beiläufig hätte erwähnen können; vor fast sechzig Jahren hatte sie der Familie den Rücken gekehrt und war nie zurückgekommen. Sie war in der Zeit erstarrt als eine junge Frau, die fortgegangen war, ohne sich noch einmal umzudrehen; und so wurde sie zum Schwarzen Loch der Familie, das Gefühle einsog und nie etwas zurückgab. Sie am Leben zu wissen war belastender, als ihr Tod es gewesen wäre. Es bedeutete, dass die Beleidigung, die Zurückweisung noch andauerte.

Als ich Nikitas kennenlernte, war ich fasziniert von dem Drama, das sich in seiner frühen Kindheit abgespielt hatte. Er zeigte mir ein gerahmtes Bild von seiner Mutter als junger Frau. Das Foto war aus der Froschperspektive aufgenommen: eine Heldin, die versonnen in eine glorreiche Zukunft blickte. Sie trug eine Militäruniform, wirkte aber mit ihrem bestechend schönen Gesicht, den vollen Lippen, den geraden, strengen Augenbrauen und dem offenen, dunklen Haar wie ein Teenager von heute. Kein Zweifel, Antigones äußere Erscheinung zeugte von tragischer Größe, genauso wie die Kompromisslosigkeit, mit der sie ihre Lebensentscheidungen getroffen hatte. Was brachte eine Frau dazu, ihr Kind im Stich zu lassen und aus ihrer Heimat fortzugehen? Anfangs, als ich noch eine Außenstehende war, eine Fremde und neu in der Familie, stellte ich mir Antigone gern als Rebellin vor. Später, vor allem nach Tigs Geburt, war ich so sehr Teil der Familie geworden, dass ich meine Meinung änderte. Für diese sture alte Frau, die sich nie die Mühe gemacht hatte, nach Athen zu kommen und ihre

Verwandten zu besuchen, die sie einst zurückgelassen hatte, konnte es keine Entschuldigung geben. Und nun, da ihr Sohn gestorben war, gab es doch erst recht nichts mehr zu bereden.

Ich glaube, dass viele verhängnisvolle Tage ganz unschuldig beginnen, und so war auch der Morgen des 29. Oktober 2008 wenig bemerkenswert. Später, als ich versuchte, die Ereignisse zu verstehen, suchte ich nach Omen, nach einem Muster, nach ersten Anzeichen. Ich bemühte mich, die letzten Tage und Wochen in Nikitas' Leben zu rekonstruieren, bis ich zuletzt sogar über die Ameisen nachgrübelte, die an jenem Morgen in die Küche eingefallen waren, sich als schwarze, gezackte Linie durch einen Spalt im Türrahmen hineingezwängt und zielstrebig das Spülbecken umrundet hatten, um schließlich im Küchenschrank zu verschwinden. Die Beharrlichkeit, mit der sie sich meinen Bemühungen widersetzten, sie mit Spülmittel zu vernichten, war geradezu rührend; wie pflichtbewusste Soldaten, die an die vorderste Front drängen, stolperten sie übereinander hinweg, um nur ja nicht die Kolonne abreißen zu lassen. Während ich ihre zerquetschten, schwarzen Leichen in den Ausguss spülte, dachte ich an Nikitas, aber ich machte mir keine Sorgen darum, dass er am Vorabend nicht nach Hause gekommen war.

Als ich Nikitas fünfzehn Jahre zuvor geheiratet hatte, war mir klar gewesen, dass ich ihn nie in ein gewöhnliches Familienleben würde zwingen können. Offen gestanden passte mir unser Lebensmodell auch ganz gut. Sein Beruf diente ihm als Vorwand, zu ungewöhnlichen Zeiten zu arbeiten, und wenn er vor einem Abgabetermin bis in die Nacht geschrieben hatte oder lange mit Freunden aus gewesen war, schlief er oft in seinem »Büro« – einer winzigen Zweitwohnung in der

Sophoklesstraße. Zwei gescheiterte Ehen waren nur einer von vielen Hinweisen darauf, dass Nikitas' Ausführungen zur Freiheitsliebe keine leeren Worte waren.

»Ich bin Grieche«, sagte er, wie um zu erklären, dass er Bedürfnisse hatte, die ich als Engländerin weder nachempfinden noch verstehen könnte. Für die meisten Griechen stellt die Freiheit eine theoretische Maßeinheit für die Lage der Nation und die Lebensqualität des Einzelnen dar, bei Nikitas hingegen handelte es sich um ein elementares persönliches Bedürfnis. Sein Verlangen, aus dem Haus zu gehen, zu reisen oder spontan alle Pläne umzuwerfen, war vergleichbar mit dem eines Kindes, das es aus der Dunkelheit ins Sonnenlicht zieht.

Der Vortag, der 28. Oktober, war Nikitas' Geburtstag und zudem ein Feiertag gewesen. Wie immer hatte er sich den »Arschloch-Paraden«, die überall in der Stadt stattfanden, ebenso entzogen wie einer Familienfeier mit Geburtstagstorte. Vor langer Zeit schon hatte er Tig ermuntert, die Schulparade zu boykottieren, sodass sie an diesem Morgen ausschlief, anstatt in blauem Rock und flachen Schuhen neben ihren Klassenkameraden durch die Straßen zu ziehen und weiß-blaue Fahnen zu schwenken.

»Nein sagen! Darin sind wir Griechen gut, immer schön dagegen sein, egal, ob es jemanden interessiert«, hatte Nikitas zu ihr gesagt. »Du solltest dich weigern, nach Faschistenart durch die Gegend zu marschieren – schließlich feiern wir an diesem Tag unseren Widerstand gegen den italienischen Faschisten, der neunzehnhundertvierzig unsere Heimat besetzen wollte. Nicht, dass es uns viel genützt hätte.«

Ich glaube, am Morgen seines Geburtstags hat Nikitas das Haus verlassen, ohne sich zu verabschieden, ich bin mir aber nicht ganz sicher. Vielleicht habe ich seinen Abschiedsgruß

überhört. Ich habe seither oft darüber nachgedacht. Vielleicht hat er mich umarmt, und ich habe es vergessen.

Während ich Brot toastete und Tig antrieb, sich für die Schule fertigzumachen, kam mir nicht einmal der Gedanke, Nikitas auf dem Handy anzurufen. Möglicherweise hatte er lange gearbeitet und schlief noch, außerdem hatte er das Gerät meistens ausgeschaltet, weil er es nicht leiden konnte, permanent erreichbar und damit jeder Störung ausgeliefert zu sein. Tig sah so empört und müde aus wie ein Tier, das man aus dem tiefsten Winterschlaf gerissen hatte, und ihr Gesicht verschwand beinahe unter dem langen, fast schwarzen Haar. Sie knabberte ein wenig an ihrem Toast herum und warf den Rest in den Mülleimer. Griechinnen frühstücken nicht, nicht einmal die mit englischen Müttern.

Tig holte ihre Schultasche, und ich dachte nicht daran, nachzusehen, ob mein Handy in meiner Jackentasche steckte. Wir verließen das Haus durch die Hintertür in der Küche und stiegen über die schmiedeeiserne Wendeltreppe in den Hof hinunter. Am Himmel hing ein blassgelber Schleier, und schwüle Böen verwirbelten die Luft. Manchmal weht in Athen ein unruhiger Südwind, der den Sand der Sahara übers Mittelmeer trägt und als rostigen Puder im Stadtzentrum verstreut. Er blieb an unseren Händen kleben, als wir das Geländer berührten, und die Blätter des Zitronenbaums waren terrakottabraun verfärbt. Der Zitronenbaum dominiert den Hof; Alexandras Vater pflanzte ihn in den Zwanzigerjahren, nachdem er das Haus gebaut hatte. Heute reicht er bis an die Fenster des ersten Stocks und trägt das ganze Jahr hindurch Früchte. Im Frühling wird das Haus vom betörenden Duft seiner Blüten geradezu überschwemmt. Die Feuertreppe verläuft neben dem Baum, fast könnte man sagen: in ihm, sodass man unterwegs

eine Zitrone pflücken oder ein Blatt abzupfen kann, um es zwischen den Fingern zu zerreiben und den frischen Duft einzuatmen. Tig klettert manchmal hinein, um sich in dem knorrigen Geäst zu verstecken. Tante Alexandra kocht aus den Zitronenschalen einen Sirup, den sie Gästen als »Löffeldessert« anbietet. Im Frühling bestreicht Chryssa den Stamm mit Kalkmilch, um Parasitenbefall und Krankheiten vorzubeugen. Ich habe den Baum seit meinem ersten Tag in der Paradiesstraße geliebt, und in glücklichen Momenten betrachte ich ihn als den stabilen Bezugspunkt der entzweiten Familie, in die ich eingeheiratet habe. Als unseren Totempfahl.

In den vertrauten Hofgeruch nach Katzenurin und Jasmin mischte sich Kaffeeduft aus Alexandras Wohnung im Erdgeschoss. Hinter dem grünen Gitter des Küchenfensters entdeckte ich Chryssa; sie stand vor dem Gaskocher, den sie einem Elektroherd vorzog, und rührte in einer Kanne mit griechischem Kaffee. Als sie uns sah, winkte sie Tig zu.

»Fertig für die Schule, mein Engel? Möge die Jungfrau dich begleiten! Viel Erfolg!« Mit ihrem ausgeblichenen, bedruckten Kleid und dem grauen Haarknoten sah Chryssa wie eine freundliche Märchenhexe aus. Tig winkte zurück und wünschte einen guten Morgen. Zu Chryssa war sie höflicher als zu mir oder Nikitas, die wir beide die unglaubliche Wucht ihres jugendlichen Zorns zu ertragen hatten. Ich sah, wie Chryssas geschickte, knotige Hände den Kaffee (»süß und stark«, traditionell gebrüht) vom *bríki* in eine Tasse mit Untersetzer umgossen. Gleich würde sie ihn Tante Alexandra servieren, zusammen mit frischen Zimtbrötchen vom Bäcker. Die beiden Alten pflegten den stummen, entspannten Umgang zweier Menschen, die einander für selbstverständlich nehmen, und obwohl ihr offizieller Status sie als Herrin und Dienerin aus-

wies, hatten Jahrzehnte geteilten Lebens die Grenzen verwischt.

Ich mochte die Abläufe im Haus. Sie waren so verlässlich, dass wir am Stadium des Kaffeekochens ablesen konnten, ob wir gut in der Zeit lagen, genauso wie an der Begegnung mit unserer Nachbarin Kyría Lambakis, die um diese Zeit immer auf dem Weg zum Friseursalon am Ende der Straße war (»Guten Morgen, ihr Mädchen! Einen schönen Tag euch beiden!«). Mir gefiel es, dass Tig, anders als ich selbst, an einem Ort verwurzelt war. Meine Kindheit war von Unsicherheit und abwesenden Eltern geprägt gewesen. Während Nikitas sich nach Freiheit sehnte und sie in den Schranken einer Ehe fand, sehnte ich mich nach Vertrautheit und fand sie in einer fremden Kultur. Seltsam, wie ein und dieselbe Ehe den Beteiligten auf so unterschiedliche Weise Zufriedenheit verschaffen kann.

In der Ferne erhob sich der Hymettos. Sein Gipfel war von einer dicken, schleimfarbenen Wolkendecke verhangen, hinter der die Sonne ähnlich schwach schimmerte wie eine einzelne Glühbirne in einem verrauchten Zimmer. Während Tig und ich hinauf zur 13. Athener Gesamtschule liefen, zupfte und zerrte der warme Wind an unserer Kleidung. Tig strich sich immer wieder die dunklen Haarsträhnen aus dem Gesicht, die der Wind über ihre großen, von Schlafmangel und verschmierten Eyelinerresten schwarz umrandeten Augen blies. Sie ging schon seit Jahren nicht mehr rechtzeitig zu Bett. Sie war weder Kind noch Frau, sondern ein Zwischenwesen – auf ihre Art perfekt, aber schwer zu fassen pendelte sie zwischen selbstbewusster Abgeklärtheit und jugendlicher Verletzlichkeit hin und her. Die Wunde des jüngst vorgenommenen Augenbrauenpiercings verlieh ihrer Erscheinung eine dramatische Note; in der Schule durfte sie den kleinen Silberstift nicht tragen, und

seine tägliche Entfernung war immer noch ein schmerzhaftes Manöver. Sie hatte sich für die »Verstümmelung«, wie Nikitas es nannte, keine elterliche Zustimmung eingeholt, und es war ihrem Vater nur unzureichend gelungen, seine Empörung zu verbergen.

»Du sagst doch immer, man soll seinen individuellen Stil pflegen und das System hinterfragen«, hatte Tig gesagt, wie um sich mit einem Zitat aus seinem Mund gegen seine Vorwürfe zu verteidigen.

»Außer mir wird niemand von seiner Mutter zur Schule gebracht.« Tig war mit ihrem iPod verkabelt, dessen blecherne, stampfende Bässe im Windgeheul gerade noch zu hören waren.

»Ich möchte nur ein bisschen spazieren gehen. Ich weiß, dass du selbst auf dich aufpassen kannst.«

Tig warf mir einen kühlen Blick zu und zog zweifelnd eine Augenbraue hoch. Bei der Verabschiedung am Schultor wechselte sie ins Griechische. Ich bemerkte, wie sie Kimon entdeckte und sofort wieder wegsah, einen Jungen, den sie mochte, den anzusprechen sie aber zu schüchtern war. Sie eilte auf den Schulhof. Anders als sonst blieb ich nicht stehen, um abzuwarten, bis die Schuldirektorin zum Gebet rief und Schüler aus Albanien, Bulgarien, Pakistan, China und von den Philippinen sich einreihten, um das Vaterunser zu singen und sich wie die Orthodoxen zu bekreuzigen.

»Bald gibt es an der Schule keine kleinen Griechen mehr, dann kann der Unterricht gleich auf Albanisch stattfinden«, hatte Tante Alexandra neulich angemerkt.

Nikitas hatte das bitterböse kommentiert: »Sie wünscht sich die guten alten Zeiten unter den Obristen zurück, inklusive: ›Hellas den christlichen Hellenen!‹«

Ich war kaum wieder zu Hause, als ich es dreimal energisch an die Tür klopfen hörte – Tante Alexandras Erkennungszeichen, wenn sie heraufkommt. Normalerweise ruft sie dazu noch: »Ich bin's!«

»Öffne niemals die Tür, wenn du nicht weißt, wer geklopft hat«, pflegt sie mich zu warnen. »Athen hat sich verändert. Inzwischen gibt es so viele Ausländer hier.« Ich mag Tante Alexandra sehr. Sie hat mich mit offenen Armen in die Familie aufgenommen, und trotz der Streitereien zwischen ihr und Nikitas ist sie für Tig wie eine Großmutter. Dennoch bitte ich sie manchmal nur widerstrebend herein. An diesem Morgen hatte ich wenig Lust, mir ihr Gejammer anzuhören (»Solange man noch nicht unter der Erde ist, hat man zu leiden«) oder ihren Bericht von der Spendenaktion, die ihre konservativen Freunde von den Neuen Demokraten organisiert hatten, oder den jüngsten Klatsch über Vater Apostolos und seine Sorgen. Ich war spät dran mit einer Manuskriptabgabe. Diesmal hatte ich im Auftrag eines Historikers die Archive auf der Suche nach Dokumenten aus der Metaxas-Diktatur durchforstet. Die Arbeit als freiberufliche Rechercheurin war nicht immer einfach, obwohl ich inzwischen ein passables Netzwerk aus britischen und amerikanischen Akademikern geknüpft hatte, die entweder kein Griechisch sprachen oder zu wenig Zeit und Geschick hatten, um sich mit den griechischen Verwaltungsbeamten herumzuschlagen. Ich hatte vor, das Paket mit den Kopien und Übersetzungen für Professor Stotter abzuschicken, bevor die Post um vierzehn Uhr schließen würde. In Wahrheit aber wollte ich Tante Alexandra die Tür hauptsächlich deswegen nicht öffnen, weil sie nicht merken sollte, dass Nikitas am Vorabend nicht nach Hause gekommen war. Mir war nie wohl dabei, wenn sie wieder einmal versuchte, mich in eine

weibliche Verschwörung einzubeziehen, die mich zum Opfer machte und Nikitas zum bösen Buben.

Erneutes Klopfen, nachdrücklicher diesmal. Ich stellte mir vor, wie sie draußen auf dem Treppenabsatz stand, das bläulich schimmernde Zuckerwattehaar mit Haarspray zu einem Helm geformt, die sorgfältig lackierten Fingernägel, die hohen Absätze, die an einer Fünfundachtzigjährigen leicht exzentrisch wirken. Und dann würde sie sagen: »Guten Morgen, Maud.« Noch wahrscheinlicher allerdings würde sie die Verniedlichungsform meines Namens verwenden und zusätzlich ein besitzanzeigendes Pronomen anhängen: *Kali sou méra, Mondoúli mou* – »Einen guten Morgen wünsche ich dir, meine kleine Maud.« Ich wurde geschrumpft und in Beschlag genommen, alles im Namen von Nähe und Zuneigung. Bevor ich die Tür öffnete, nahm ich ein paar Blätter in die Hand, um beschäftigt auszusehen und meine Ausrede zu untermauern. Alexandra sah furchtbar aus; ganz offenkundig stimmte etwas nicht. Ihre Stimme klang hoch und gepresst. Die Polizei habe sie angerufen, nachdem ich nicht erreichbar gewesen sei. Nikitas habe am frühen Morgen auf der Küstenstraße einen Autounfall gehabt. Irgendwo bei Várkiza. Mehr wusste sie nicht, nur, dass er schwer verletzt worden war. Ich solle sofort ins Asklipieio-Krankenhaus in Voúla fahren. Sie habe schon Orestes benachrichtigt, der in einem Studio wohnte, das über die Dachterrasse zu erreichen war; er komme gleich.

Im selben Moment sprang mein fünfundzwanzigjähriger Stiefsohn die Treppe herunter, die zur Dachterrasse führte.

»Was zum Teufel ist passiert? Was hat *Babás* da gewollt?« Orestes war bestürzt, sein Gesicht vom Schlaf verquollen. Er zog sein zerknittertes T-Shirt glatt, als könnte er mit dieser Geste Ordnung ins Chaos bringen. Seit unserer ersten Begegnung

vor fünfzehn Jahren, als ich einem schüchternen kleinen Jungen gegenüberstand, war er zu einem bildschönen, großen jungen Mann herangewachsen, dem das dunkle Haar bis auf die Schultern fiel. »Ein echter *palikári*«, wie Chryssa zu sagen pflegte, »groß und stark wie eine Zypresse!« Sein Gang war träge, beinahe linkisch, und strafte die Aggressionen, die unter der Oberfläche schlummerten, Lügen. Normalerweise war er unrasiert und trug die gleichen weiten, ausgebeulten Klamotten wie seine Kommilitonen, dennoch erinnerte er mich immer noch an den niedlichen Zehnjährigen, der mir bei unserem ersten Treffen die Hand gereicht und uns alle zum Lachen gebracht hatte.

»Ich bringe dich mit dem Motorrad hin, das geht am schnellsten.« Der Gedanke an seine geliebte Maschine, auf der er sich voller Elan und unter großem Getöse durch den Innenstadtverkehr schlängelte, schien Orestes' Lebensgeister zu wecken.

»Nein, wir rufen ein Taxi«, sagte ich und griff zum Telefon, woraufhin sich Enttäuschung in seinem Gesicht zeigte.

Das Taxi raste über die Syngroustraße auf das bleiche Meer zu und dann weiter auf der Küstenstraße gen Süden. Orestes drehte sich eine Zigarette, öffnete das Seitenfenster einen Spalt und blies den Qualm mit einem theatralischen Seufzer hinaus. Seine Knie wippten vor Nervosität. In meiner Angst erlebte ich einen Moment bizarrer Klarheit, als erblickte ich alles zum ersten Mal: die hellen Linien auf den staubigen Blättern der Oleanderbüsche am Straßenrand, die malvenfarben geschminkten Lippen einer alten Frau, die in Fáliro in die Straßenbahn stieg. Das Adrenalin ließ meine Haut kribbeln; ich hatte kalte Füße und einen Kloß im Hals. Der Wind hatte einen seltsamen Nebel herangeweht, der allen Dingen die Farbe entzog; man konnte kaum noch erkennen, wo das Meer aufhörte und der Himmel anfing, so sehr verlor sich der Blick im Grau.

An der Abbiegung zum Krankenhaus hielten wir an einer Ampel, wo eine dünne, getigerte Katze akrobatisch verdreht im Rinnstein lag. Die rosa gestrichenen Bauten aus den Dreißigerjahren und die dekorativen Blumenrabatten verliehen dem Krankenhaus das Aussehen eines Hotels am Meer; es roch nach Pinien und Eukalyptus. Unter einem Schild mit der Aufschrift »Information« saß eine grell geschminkte Blondine mit lila lackierten Fingernägeln hinter der Trennscheibe und schälte einen Apfel. Ich beugte mich hinunter, um durch die Öffnung im Glas zu sprechen, aber die Worte waren wie geronnen, als hätte ich mein Griechisch vergessen.

»Mein Ehemann, Nikitas Perifanis …« Ich hielt inne und musste mir eingestehen, dass diese Sprache, die ich seit zwanzig Jahren lernte und die mich so fest im Griff hatte, sich einfach von mir zurückzog, sobald ich müde oder gestresst war. Es reichte nicht aus, sich ihr zu widmen, Gedichte zu lesen, in ihr zu träumen, zu singen, zu streiten und zu lieben; Griechisch war einfach nicht meine Muttersprache. In Zeiten der Not erwies es sich als treuloser Deserteur.

Wir wurden auf eine Station geschickt und warteten vor dem Schwesternzimmer auf den Arzt. Zitternd und mit hängenden Köpfen standen wir im Korridor neben einer langen Reihe orangefarbener Plastikstühle, auf denen müde Patienten saßen. Ein Arzt in Jeans und weißem Kittel erschien, führte uns einige Schritte beiseite, um annähernd ungestört mit uns sprechen zu können. Er mochte nur wenige Jahre älter als Orestes sein, aber er hatte ganz offensichtlich ein Vielfaches an Leid und Schmerz gesehen. Sein mitfühlender, erschöpfter Blick reichte mir, den Sinn seiner Aussage zu erfassen, noch bevor ich die Worte verstand.

»Ich habe keine guten Nachrichten.« In der Ferne ein Brum-